

Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen

Autor(en): **Durrer, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **1 (1907)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

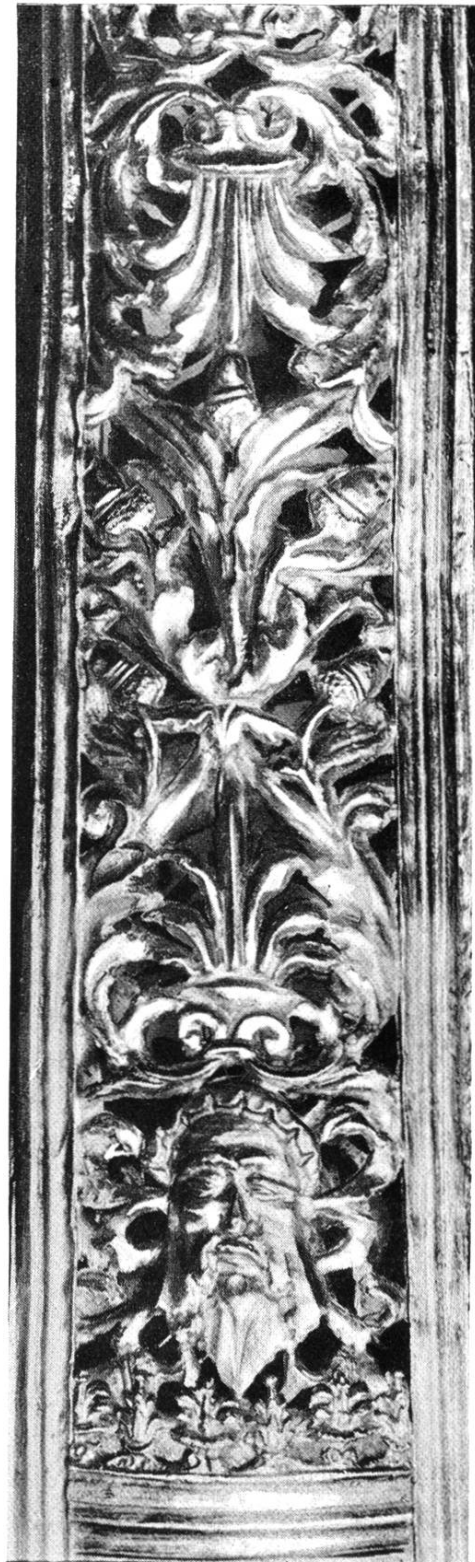
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



I. Ortband



III. Mundbeschlag

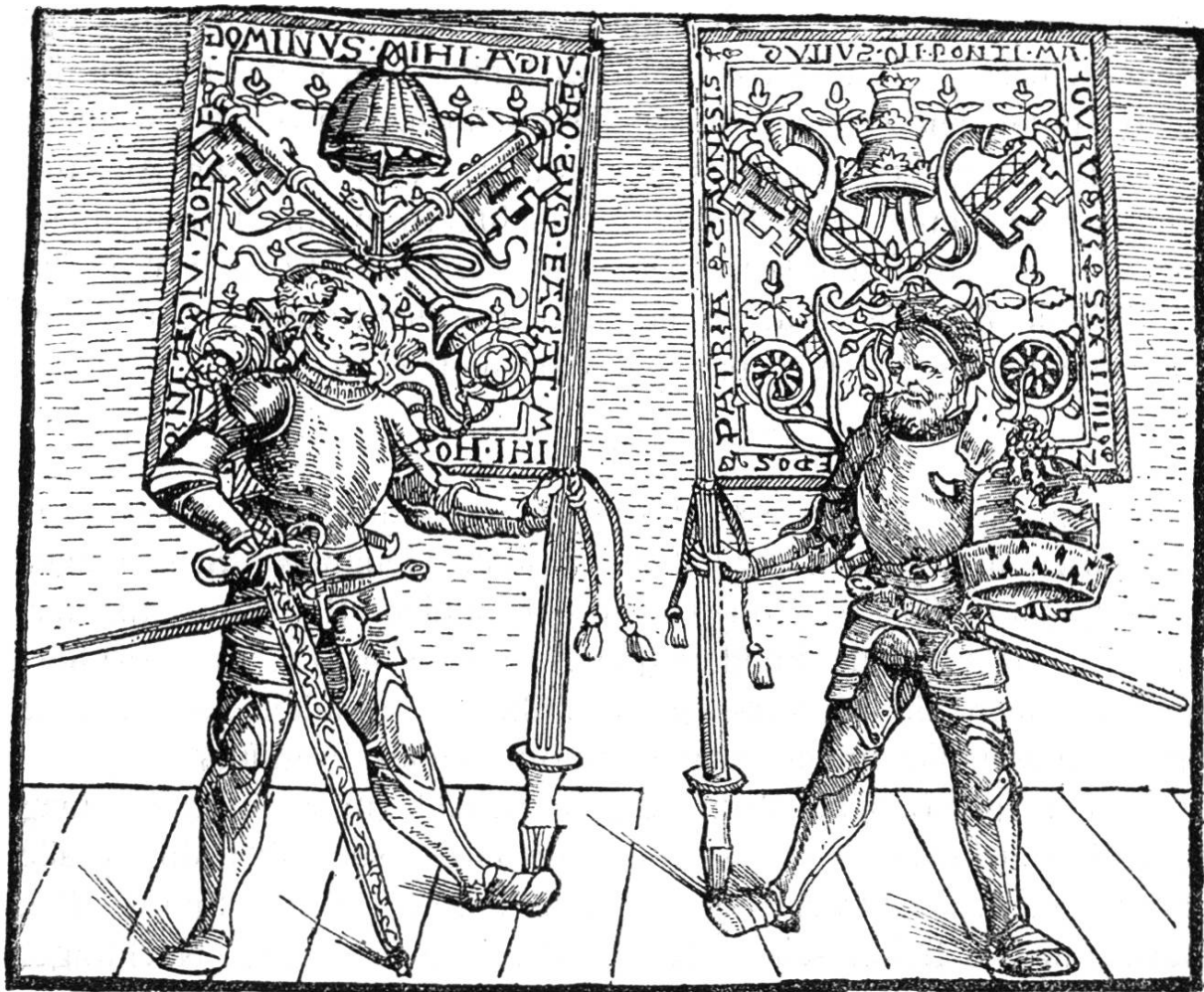


II. Mittelstück

DETAILS VON DER
SCHEIDE



SCHWERTGURT



DIE GESCHENKE PAPST JULIUS II. AN DIE EIDGENOSSEN.

Unsere schweizerischen Museen und Rathäuser sind auffallend arm an wirklich historischen Altertümern, das heisst an solchen Stücken, die nicht erst durch die Zeit einen historischen oder vielmehr kulturhistorischen Wert bekamen, sondern den historischen Charakter in sich selber tragen, die nicht bloss als Garderobestücke unserer Phantasie nachhelfen, ein äusserliches Bild geschichtlicher Vorgänge zu malen, sondern in innerem engen Zusammenhang zu den Grosstaten unserer Schweizergeschichte stehen, die gewissermassen ungeschriebene Dokumente sind. — — —

Solcher Art sind die „Juliusgeschenke“, die Ehrengaben, welche der kriegerische Papst Julius II. der Tagsatzung und den einzelnen Gliedern der Eidgenossenschaft verliehen hat zum Danke für die erfolgreiche Unterstützung seiner nationalen Politik. Schon die

gleichzeitige Literatur wertete diese Prunkstücke als Embleme der Zeitgeschichte. Ein grosser Holzschnitt verbreitete ihr Abbild schon unter den Zeitgenossen¹⁾. Die Schweizerchronisten widmen ihrer Beschreibung einen breiten Raum. Und auch im Ausland unterschätzte man deren Bedeutung nicht. Brantôme kommentiert sie von seinem Standpunkt des Franzosen aus mit den Worten: „autant de flatterie et de vanité pour eux (les Souysses), si le roy François ne les eust bien battus à Marignan“²⁾.

* * *

Seit dem Jahre 1509 destillierte sich aus dem Chaos der italienischen Politik heraus der nationale Gedanke. Sein Träger war Papst Julius II. Im Geiste Alexanders III, konsequenter, tapferer als vierthalf hundert Jahre später Pius IX, der vorübergehend auch die rot-weiss-grüne Trikolore entfaltet hat, machte Julius diesen Gedanken zum Leitmotiv seines Pontifikats.

Das persönliche Motiv, eigene Schuld gut zu machen, mag die Hartnäckigkeit, mit welcher der Greis sein Ziel durch alle Fährlichkeiten aufrecht hielt, miterklären. Neffe Sixtus' IV., tatsächlicher Beherrscher der Kirche unter dessen Nachfolger Innozenz VIII, war Julian della Rovere einst im Konklave dem Neide erlegen, den die allgemeine Überzeugung der Vorherbestimmung zur Grösse jederzeit und allüberall erweckt. Das feindselige Misstrauen Alexanders VI. hatte ihn in zehnjähriges Exil getrieben; dort hatte er mit angeborner Leidenschaft die Invasion Karls VIII. gefördert und war mitschuldig geworden an dem namenlosen Elend, das sie über sein Vaterland gebracht.

Aber sobald er, mit französischer Hilfe, am 1. November 1503 den päpstlichen Stuhl bestiegen, der ihm längst vom Schicksal vorbestimmt schien, da verrieten sich die nationalen Tendenzen.

¹⁾ Der grosse Holzschnitt zeigt die der Eidgenossenschaft verliehenen päpstlichen Hauptbanner samt Schwert und Hut im Mittelstück und darum sechszehn Bannerträger mit den „Juliusbannern“ der zwölf Orte und der Zugewandten von Appenzell, Wallis, Stadt St. Gallen und Chur. Er ist wohl noch im Jahre 1512 entstanden. Das Mittelstück wurde später in Stumpfs Chronik wieder abgedruckt. Siehe unsere Kopfleiste. Das ganze Blatt ist reproduziert von Vögelin im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1882.

²⁾ Oeuvres complètes ed. Lalanne I, 108—109.

Er musste sich jedoch zuerst die Basis schaffen, den mittelitalienischen Staat, den Alexander VI. für seine Familie gegründet, als festen Stützpunkt der Kirche zurückerwerben. Hierzu brauchte er die Fremden noch, und mit jugendlicher Zuversicht wusste der sechzigjährige Greis den Moment zu erwarten. Dann trat er plötzlich der völligen Vernichtung des einheimischen Handelsstaates an der Adria entgegen und trennte sich von seinen Verbündeten von Cambray, um im Bunde mit dem Reste der venetianischen Macht die Lombardei und sein engeres Heimatland Genua von der Fremdherrschaft zu befreien und die gefährdrohende Übermacht der Franzosen aus Italien zu verdrängen.

Zur Durchführung dieses grossen Planes war dem Papste die kriegerische Macht des Schweizervolkes, die seit Jahrzehnten auf den Schlachtfeldern der Lombardei den Ausschlag gab, unentbehrlich.

Julius II. hatte schon in seinem ersten Pontifikatsjahr versucht, die engen Beziehungen seines Oheims Sixtus IV. zu den Eidgenossen zu erneuern. Das Gesuch um eine schweizerische Leibwache (1505) bedeutete die zweite Liebeswerbung des Papstes: die Tagsatzung verhielt sich aber dagegen so spröde, dass die Gründung der Garde ohne offizielle Genehmigung vor sich gehen musste. Während des Venezianerkrieges im Frühjahr 1509 war ein besonderer Legat in die Schweiz gekommen und hatte um ein eigentliches Schutz- und Trutzbündnis geworben. Die Tagsatzung hatte das Gesuch mit der Entschuldigung abgelehnt, dass die Liga von Cambray der päpstlichen Heiligkeit ja genügend Schutz biete, die seltsamen Zeitläufe dagegen die Schweizer zwingen, ihre Leute zum Schutze des Vaterlandes daheimzubehalten.

Was bisher im Anschluss an die mächtige Partei der Franzosenfreunde nicht gelungen war, brachte, sobald der Papst mit Frankreich gebrochen hatte, die einzelne grosse Persönlichkeit eines Franzosenfeindes zustande, des Bischofs von Sitten, Matthäus Schinner. Dieser gewandte Diplomat und fanatische Gegner Ludwig XII. fand den Boden für die Wünsche des Papstes, die auch seine eigensten waren, geebnet. Die Erneuerung des alten 1509 abgelaufenen französischen Bundes war an den überspannten Forderungen des Königs gescheitert und infolge des schamlosen Wettbewerbs des kaiserlichen und des französischen Gesandten

um die Hilfe der Schweizer hatte der patriotische Gedanke, sich aller fremden Händel zu müssigen, wieder einmal Oberwasser gewonnen. Der Papstbund fand gerade die Unterstützung jener patriotischen Kreise; da der von Schinner vorgelegte Entwurf anderweitige Verbindungen untersagte, schien er geradezu ihren Zwecken zu dienen, denn eine gänzliche Neutralität liess die Selbstsucht der Reisläufer vorderhand doch nicht zu! Ulrich Zwingli hat dieser Auffassung damals in seinem allegorischen „Fabelgedicht vom Ochsen und etlichen Tieren“ Ausdruck gegeben. Schinner wusste die weitgreifenden politischen Kombinationen des Papstes klug zu verhüllen und die Sache ganz harmlos darzustellen, als handle es sich nur um den Schutz der Kirche gegen unbotmässige Vasallen.

Am 14. März 1510 wurde auf fünf Jahre das Bündnis verbrieft, das dem Papste 6000 eidgenössische Söldner zur Verfügung stellte, den Eidgenossen während der Dauer des Vertrages alle anderweitigen, politischen Verbindungen und kriegerische Werbungen untersagte und ihnen hinwiederum gegen ihre Angreifer die Unterstützung „durch das geistliche Schwert, Bannfluch und andere Censuren“ verhiess. Ein paar Monate später verlangte der Papst das bundesgemässe Kontingent, angeblich gegen den treubruchigen Herzog Alfonso von Ferrara, den Schwiegersohn seines Vorgängers, den Gemahl der Lucrezia Borgia, — aber es konnte schon damals auch in der Schweiz niemandem verborgen bleiben, dass es eigentlich den Franzosen galt. Trotzdem ging das Heer ab; statt der verlangten 6000 Mann waren mehr als 9000 unter die Fahnen getreten. Die Franzosen aber sperrten den Durchpass durch die Lombardei, und da der betäubende Duft der goldenen Lilien seine Kraft nicht völlig verloren hatte, da der Kaiser und der Herzog von Savoyen intervenierten, so erschienen die Folgen des päpstlichen Bündnisses plötzlich in scharfer Perspektive. Die Tagsatzung schwankte zwischen egoistischer Klugheit und dem kühnen Entschluss, die unvorhergesehenen Folgen eines voreilig beschworenen Vertrages auf sich zu nehmen. Sie hemmte jede Aktion des ausgezogenen Heeres, bis dasselbe durch die erzwungene Defensivstellung entmutigt, kehrt machte und nach elftägigem Umherziehen im Mailändischen wieder Schweizerboden betrat.

So endete der erste päpstliche Hilfszug, der „Chiasserzug“, mit einem schmachvollen Fiasko. Der Papst raste über den Treubruch. In Erwartung der schweizerischen Hilfsscharen hatte er den Krieg gegen Frankreich eröffnet. Während eine Flotte zur Befreiung Genuas abging, war er persönlich in die Romagna gezogen, um die Operation gegen Alfons von Este zu leiten. Der unvermutete Vorstoss des französischen Heeres, das durch den Rückzug der Schweizer freie Hand bekommen, brachte ihn in grösste Gefahr. Zwar bezwang er in denkwürdiger winterlicher Belagerung Mirandola, zwar zeigte er einer schweizerischen Gesandtschaft, die im November ans Hoflager nach Bologna kam, um den Rückzug zu entschuldigen, hochfahrende Siegeszuversicht und erklärte, ihrer Dienste nicht mehr zu bedürfen. Aber den anfänglichen Erfolgen folgte tiefstes Missgeschick. Im Frühling 1511 ging Bologna, die ganze Romagna verloren, der Weg nach Rom stand dem Feinde offen, und ein von rebellischen Kardinälen unter den Auspizien des Kaisers und des französischen Königs berufenes Konzil drohte dem Papst auch mit Verlust seiner geistlichen Macht.

Nur das aussergewöhnliche politische Genie des jugendfrischen Greises beschwor die Gefahr. Es gelang ihm, rechtzeitig die Feinde Frankreichs: Spanien, Venedig und England zur „Heiligen Liga“ zu verbinden.

Widerwillig, nur durch die Not gezwungen, warf er sich Spanien in die Arme, das für die Selbständigkeit Italiens nicht weniger Gefahr drohte als Frankreich.

Gerade um ein Gegengewicht zu der militärischen Macht Spaniens zu haben, musste er jetzt mit allen Mitteln die Schweizer wiederzugewinnen suchen, jene nimmerwankenden Fussbataillone, die ihrem kleinen Heimatlande die Bedeutung einer Grossmacht geschaffen hatte. Die Schweizer, furchtbar als Gegner im Dienste des Königs, boten dem Papste als Helfer den unschätzbaren Vorteil, dass sie die Nachbarn des Kriegsschauplatzes waren und rasch einem Rufe folgen konnten. Sie erweckten zudem nicht wie die andern fremden Helfer Besorgnis, dass sie in die Fussstapfen der verdrängten Eroberer treten könnten; sie begehrten nur Sold, Beute und Ruhm. In ihnen sah der Papst, nach seinem eigenen Witzwort „i ottimi dottori per il mal francese“.

Die Stimmung in der Schweiz hatte zwar seit der miss-

glückten Gesandtschaft ins Hoflager von Bologna umgeschlagen. Die Weigerung des Papstes, die Kosten des erfolglosen Chiasserzuges zu zahlen, hatte, so begründet sie war, tiefste Misstimmung erregt; Schinner hatte darüber aus seinem Bistum entfliehen müssen, da die Soldansprecher den Aufstand seines Gegners Supersax unterstützten. Die Politiker Frankreichs hatten die Situation erfasst und die alten Bundesgenossen wieder höher eingeschätzt; sie taten ihr möglichstes, um sie wieder an sich zu fesseln.

Es waren die Urkantone, welche die Erneuerung des französischen Bündnisses verhinderten und Schinner, der diese in ihrer Treue gegen den Papst befestigte. Schinner war in Rom mit dem Kardinalshut beschenkt worden; diese Ehrung galt nicht nur seiner Person, sondern der ganzen Schweiz. Demokraten sind für monarchische Ehrungen selten so ganz unempfänglich, wie man glauben möchte. Die Autorität des streitbaren Diplomaten war durch seine Erhebung besonders in der Urschweiz gestiegen. Durch seine bewährten Agenten von den Schwankungen in der heimischen Politik stets unterrichtet, konnte er vom päpstlichen Hofe aus seine Ziele viel besser fördern, als aus seiner abgelegenen bischöflichen Residenz. Er erkannte wohl, dass von der Tagsatzung kein entscheidender Schritt zu erwarten war; nur die impulsive Aktion eines einzelnen Kantons konnte die Schweizer in den Krieg hineinreissen, dem die Mehrheit widerstrebte. Das Recht, selbständig Krieg anzufangen, war für die ältern Kantone durch die Bünde nicht eingeschränkt; freilich war die Hilfspflicht der andern nicht unbedingt, doch hatten die Schweizer ihre Eidgenossen noch nie in der Not im Stich gelassen. Die Schwyzer, deren Freiheitssinn sich gerne in überschäumender Oppositionslust äusserte, waren die prädestinierten Werkzeuge für Schinners Pläne.

Um die Mitte November 1511 erhoben sich die Schwyzer ganz plötzlich zu einem Rachezug in die Lombardei, unter dem Vorwand, dass im vorigen Feldzug einer ihrer Läufer von dem französischen Schlossvogt von Lugano ertränkt und, was den sprichwörtlichen Schwyzerstolz noch tiefer berührte, mit dessen wappengeschmückter Briefbüchse höhrender Spott getrieben worden sei. Sie mahnten die Eidgenossen zur bundesgemässen Hilfe. Unwillig, ein wenig zaudernd, aber widerspruchslos folgten alle dem Rufe

und überstiegen unter ungeheuren Schwierigkeiten — mit etwas Artillerie und grossem Tross — die bereits überschneiten Alpenpässe. Am 14. Dezember lagerten die Eidgenossen vor Mailand.

In ganz Italien erregte ihr unvermutetes Erscheinen grösste Verwunderung; man wusste es nicht zu erklären, dass „sichè Sguizari fanno valentamente contra Francesi e il stato di Milan senza esser mossi nè pagati di alcuno“. Der Venetianer Sanuto fügt seiner Berichterstattung den Ausruf bei: Opus Dei!

Der Papst erfuhr am 17. oder 18. Dezember durch Schinner die Freudenbotschaft. Der Kardinal bat ihn dringend, seinen Landsleuten unverzüglich Hilfe zu senden, damit das Invasionsheer nicht wieder, ratlos und sich verlassen wähnend, den Intrigen der Franzosen nachgebe und umkehre. Der Oberfeldherr der Liga, Don Ramon von Cardona, Vizekönig von Neapel, stand bei Imola und versammelte dort das Heer, war aber noch nicht marschbereit. Der Papst musste sich begnügen, unverweilt durch Lobsprüche und Ablassverleihung Dank und Aufmunterung ins eidgenössische Lager zu senden. Er wollte noch deutlicher seinen guten Willen bezeugen und da bot sich ihm der Zufall, sie durch eine aussergewöhnliche Ehrung zu fesseln, durch die Verleihung des geweihten Schwertes und Hutes.¹⁾

STANS.

(Schluss folgt.)

ROBERT DURRER.



DIE GRUNDLAGEN DER VOLKSKUNST.

Wenn wir das Wort „Volkskunst“ gebrauchen, möchten wir vor allem keine Missverständnisse erwecken. Wir verstehen darunter keine, oder doch wenigstens nicht in erster Linie, Bauernkunst. Auch keine Kunst nationaler Art, die das Wesen eines bestimmten Volkes zum Ausdruck bringt. Wir arbeiten an einer Kunst, die alles, was den Menschen umgibt, durchflutet, die die gesamte Produktion mit Schönheit erfüllt und sättigt. Und auch hier

¹⁾ Das Verhältnis der Schweizer zur Politik Julius II. wird in meinem Buche „Die Schweizergarde in Rom und die Schweizer in päpstlichen Diensten“ eine umfassende Darstellung finden.